

ben in seinen vielen Facetten für den Aufbruch der Frauen in eine neue Zeit stehen kann.

Irme Schaber u.a. (Hg.): Gerda Taro. (Fotoband) Steidl, Göttingen 2007, 176 S., € 30,00.

Unda Hörner: Scharfsichtige Frauen. Fotografinnen der 20er und 30er Jahre in Paris. edition ebersbach, Berlin 2010, 160 S., € 25,00.

Ausstellungskataloge:

Rolf Sachsse: Lucia Moholy: Bauhausfotografin, Berlin 1995.

Manfred Metzner (Hg.): Ré Soupault – Die Fotografin der magischen Sekunde. Wunderhorn, Heidelberg 2007, 192 S., € 25,80.

Kathrin Beer, Christina Feilchenfeldt (Hg.): Marianne Breslauer, Nimbus, Wädenswil (Schweiz) 2010, 215 S., € 38,00.

Karl-Josef Müller

Generation Volvo

Jonathan Franzen bestätigt unsere (Vor)Urteile über die USA

Karl-Josef Müller

(* 1957) Literaturwissenschaftler, Promotion zum Thema *Die Ästhetik des Widerstands* von Peter Weiss, freier Journalist in Gießen.

karlj.mueller@freenet.de



Familie Berglund fährt einen Volvo 240 Kombi. Es ist die Zeit, als man ein solches Auto »noch ohne schlechtes Gewissen« fahren konnte. 30 Jahre später nennt Walter Berglund »ein japanisches Hybridauto« sein Eigen, »an dem er kürzlich einen OBAMA-Aufkleber angebracht hatte«, was seine Nachbarin »auf Gottlosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der Lage hart arbeitender Familien wie der ihren schließen« lässt. Walter, »der noch grüner war als Greenpeace«, lebt als Toyota-Prius-Fahrer mittlerweile von seiner Frau getrennt und gilt den Nachbarn als Sonderling, dessen Image sich aber verbessert, als »ein attraktives junges Paar, das einen neuen schwarzen Volvo fuhr«, ihn besucht – wie sich herausstellt, sein ansehlicher Sohn und dessen attraktive Frau. Es gab eine Zeit, in der es in der ame-

rikanischen Mittelschicht angesagt war, Volvo zu fahren; man könnte, analog zu dem so netten wie belanglosen Buch von Florian Illies über die *Generation Golf*, von der Generation Volvo sprechen.

Im Jahr 2008 steht der Volvo des Berglund-Sohnes für eine andere Art Mittelschicht – nicht unbedingt liberal, aber erfolgreich. Man darf davon ausgehen, dass Vater und Sohn sich nie für eine Sorte Automodell wie die ihres früheren Proll-Nachbarn Blake (»ein ziegenbärtiger junger Baggerführer«) entscheiden würden: »Seit drei Jahrzehnten belegt der Ford-Pritschenwagen mit großem Spritdurst den Spitzenplatz in der amerikanischen Zulassungsstatistik. Insgesamt meldet der Hersteller für 2008 einen Absatz von 513.513 Fahrzeugen der Baureihe – trotz Wirtschaftskrise und zwischenzeitlichen Benzinpreiserhöhungen.« 2009 berichtete *Der Spiegel* über das liebste Autokind der US-Amerikaner, die F-Serie von Ford. Jonathan Franzen lässt es sich nicht nehmen, Proll-Blake noch in die rassistische Ecke zu stellen: »Auf der Stoßstange seines Pick-ups stand ICH BIN WEISS UND GEHE WÄHLEN.«

Dieser Ausflug in die US-amerikanischen Autovorlieben offenbart das Kern-

problem des neuen Romans *Freiheit* von Jonathan Franzen. Der Autor bedient Klischees, die einem durchschnittlichen (links)liberalen Leser in den USA und der westlichen Welt im Kopf herumschwirren, wenn er an den mächtigsten Staat der Erde und seine Bewohner denkt. Insofern hat Franzen neben einem Familien- auch einen Gesellschaftsroman geschrieben. Jede Zeile des Buches scheint zu sagen: Das sind die USA, so hat sich die US-amerikanische Mittelschicht in den 80er, 90er Jahren verhalten, hier sind ihre Vorlieben im neuen Jahrtausend, damit versucht sie, sich von der Unterschicht abzugrenzen. Über allem schwebt die Frage, wie es mit der Freiheit bestellt ist im »*land of the free*«.

Kein Leben eingehaucht

Mit der Freiheit der Romanfiguren eher schlecht. Sie erweisen sich in der Regel als Getriebene ihrer Sehnsüchte und Ideale. Nicht zuletzt wird Franzen nicht müde zu unterstreichen, dass das, was man romantisch Liebe nennt, besser doch Sexualtrieb heißen sollte: »Wann genau Connie und Joey zu vögeln anfangen, war nicht bekannt. Seth Paulsen behauptete gerne – ohne jeden Beweis, nur um die Leute aus der Fassung zu bringen –, Joey sei elf gewesen und Connie zwölf.« In diesem Buch nimmt man sich nicht die Freiheit sexueller Selbstbestimmung, vielmehr liefert Franzen seine Figuren dem Sex hilflos aus.

Dass der Autor seine Figuren erschafft, ist eine Binsenweisheit. Man weiß das, und erwartet und hofft doch, genau dies während der Lektüre zu vergessen. Marionetten können die Fäden, an denen sie fremdgesteuert hängen, nicht verbergen – dennoch können nicht nur Kinder sie als autonom handelnde Figuren akzeptieren. Anders bei Franzen: Man spürt die Absicht, und man ist verstimmt. Anstatt seinen Figuren Leben einzuhauchen, führt der Autor sie vor und unterwirft sie seinen Zielen.

Welche Absicht verfolgt er? Er möchte an den Figuren, ihrem Verhalten, ihren Gefühlen, ihren Widersprüchen zeigen, wie es um die US-amerikanische Gesellschaft, im Besonderen um die Mittelschicht, seit etwa 30 Jahren bestellt ist. Die Romanfiguren sind diesem Ziel untergeordnet und hat sich dieser Eindruck beim Lesen erst einmal eingeschlichen, meint man, ihnen allen in irgendeinem Hollywood-Film schon mal begegnet zu sein. Man meint, die Fäden zu erkennen, an denen Franzen seine Geschöpfe lenkt, und glaubt, wie in einem schlechten Film hier und da das Mikrofon ins Bild ragen zu sehen. Das Leben im College spielt sich für den Berglund-Sohn Joey vorhersehbar ab: »Er verachtete und bemitleidete seine Wohnheimgenossen gleichermaßen wegen ihrer gemeinschaftlichen Angeberei, ihrer zotigen Bekundungen, was sie mit den schärfsten Puppen aus dem Jahrgang machen würden oder vereinzelt, stockbesoffen und scheinbar ohne Reue oder Folgen, mit diversen stockbesoffenen Frauen an ihren Edelinternaten und Vorbereitungsschulen angeblich schon gemacht hatten.« Der Roman lässt im Kopf kaum neue, irritierende Bilder entstehen, vielmehr bestätigt er immer wieder aufs Neue die bereits vorhandenen, wohlbekanntenen.

In den USA ist *Freiheit* positiv aufgenommen worden. Man lobt es als überzeugende Biografie einer Mittelstandsfamilie und unvergessliches Porträt unserer Zeit. Berichtet wird von der besonderen Freude, als Leser in einem Text von Franzen leben zu dürfen. Jede Seite biete nachdenkliche Einblicke und bewundernswerte Sätze, und wer behaupte, der große amerikanische Roman sei tot, werde durch Franzens neues Meisterwerk eines besseren belehrt.

Auch in Deutschland wurde das Buch bislang wohlwollend aufgenommen, auch wenn Christoph Schröder in der *Frankfurter Rundschau* Franzens Neigung zu Stereotypen bemängelt, »weil sein Personal nicht bloß als eine Ansammlung von Charakteren, sondern immer auch als Träger von

Ideen zu funktionieren hat«. Doch wird diese Kritik sofort wieder einkassiert: »Wie allerdings diese Stereotypen dann ausgebaut und zum Leben erweckt werden, ist wiederum eine Kunst für sich.« Ursula März charakterisiert den Roman in der *ZEIT* als »ein Gleichnis der amerikanischen Selbstbeschreibung des zurückliegenden Jahrzehnts« und kommt zu dem Urteil: »Wir haben es mit solider, weltweit verkäuflicher Literatur zu tun, nicht mit Weltliteratur.«

Rückkehr zu den einfachen Dingen

Ein Schrank aus massivem Holz ist ein solides Möbelstück; was es mit solider Literatur auf sich hat, lässt sich kaum erschließen. Interessant und treffend allerdings ist der Hinweis auf die amerikanische Selbstbeschreibung. Es scheint so, als würden sich nicht wenige Amerikaner in diesem Buch wiedererkennen, handelt es doch, wie das amerikanische Männermagazin *Esquire* lobt, »von den anachronistischen Dingen,

um die es wirklich geht – unsere Familien, unsere Geliebten, unser Land und unseren Planeten«. Das klingt verdächtig nach hohlem Pathos, nach Rückkehr zu den einfachen Dingen im Leben. Als ob es in der Kunst darum ginge, die einfachen, vermeintlich vergessenen Wahrheiten erneut ins Licht zu rücken. Worum aber geht es in der Kunst, in der Literatur, auch in dem, was man gute Unterhaltungsliteratur nennen könnte? Es geht darum, uns in eine Welt zu versetzen, die wir so vorher noch nicht wahrgenommen haben, im scheinbar Vertrauten das staunenswert Unbekannte und Irritierende zu entdecken. Was Franzen zeigt, ist längst bekannt: Der Krieg im Irak ist umstritten und verknüpft mit krummen Geschäften, mit dem Umweltschutz in den USA ist es nicht gut bestellt, an US-amerikanischen Colleges wird viel getrunken. Man liest einen Text ohne Geheimnis.

Jonathan Franzen: Freiheit (Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell und Eike Schönfeld). Rowohlt, Hamburg 2010, 731 S., € 24,95.

Ulrich Baron

Auf der Suche nach dem Glück

Neue Bücher über »positives Denken«

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



spricht der Begründer des »Schulfachs Glück« Ernst Fritz-Schubert. Wer sich das Messen und Lernen ersparen will, kann sich Nicholas A. Christakis und James H. Fowler anvertrauen, die erklären, »warum Glück ansteckend ist«. Wasser in den Wein der neuen Glückstrunkenheit gießt hingegen die amerikanische Publizistin Barbara Ehrenreich. In *Smile or Die* beschreibt sie, »wie die Ideologie des positiven Denkens die Welt verdummt«.

Will man über Glück sprechen, so muss man akzeptieren, dass es Unterschiede gibt. Der Zürcher Philosophieprofessor Michael

Nicht nur das Ende sondern das Happyend der Geschichte scheint derzeit bevorzuzustehen: Glück sei messbar, behaupten die Ökonomen Bruno S. Frey und Claudia Frey Marti. »Glück kann man lernen«, ver-